

Simon

Simon war ein unerwartetes, spätes Kind. Geboren mit einer äußerst empfindlichen Haut, schrie sich der Säugling die Seele aus dem Leib, wenn die Windel gewechselt werden musste. Feuerrot glühte es zwischen den wild zuckenden Beinchen und den Pobäckchen. Der Kinderarzt meinte, es handle sich um eine Windeldermatitis. Aber all die Salben und Öle zur Bekämpfung des juckenden Ausschlags hatten keinen Erfolg. Es schien, als wehrte sich die Haut mit Verbrennungssymptomen gegen die Ausscheidungen des Körpers.

Simons Mutter versuchte anfangs, ihren schreienden Sohn mit sanftem Streicheln zu beruhigen, doch sie merkte rasch, dass jede Berührung seiner nackten Haut, selbst vorsichtiges Kitzeln der Fußsohlen, das Gegenteil bewirkte. Das stoßweise Schreien ging in ohrenbetäubendes Dauergebrüll über. Nachdem sie festgestellt hatte, dass er auf einfache Baumwollmaterialien weniger heftig reagierte als auf Pampers, kaufte sie voluminöse Mullballen, aus denen sie Windeln zurechtschnitt. Eine Watteeinlage sorgte für flauschigen Rückhalt von Nässe und Exkrementen. In der Folge bildete sich die aggressive Rötung des Intimbereichs in ein zartes Rosa zurück.

Das Kind schrie weniger, aber schon die kleinste Falte im Bettuch oder Kopfkissen ließ es so lange quengeln, bis sich jemand erbarmte und die Unterlagen glatt strich. „Mein kleiner Prinz auf der Erbse“, murmelte die Mutter besänftigend und strich sachte über die federleichte Daunendecke, mit der sie den Kleinen zudeckte. Damit war es jedoch nicht getan. Das Kind vertrug auch keine Wolle auf der Haut. In der kalten Jahreszeit wurde sein Geschrei wieder lauter, weil es froh. Seine Mutter mühte sich ab, es mit Sachen aus den unterschiedlichsten Materialien zu wärmen. Vergeblich. Das Geschrei steigerte sich nur noch. Es schien, als ob der durch die Anstrengung

nass geschwitzte Säugling sich durch sein Brüllen Wärme zu verschaffen suchte. Bis eines Tages die Großmutter sich über das Bettchen beugte und beschwichtigend auf ihn einredete. Doch es waren nicht ihre Worte, sondern ihr Schal, der ihn zum Verstummen brachte. Die kleinen Finger griffen ziel-sicher nach den Fransen und ließen sie nicht mehr los. Die Großmutter nahm ihren Enkel hoch und wickelte ihn behut-sam in das voluminöse Tuch. Zum ersten Mal nahm sie den Anflug eines Lächelns in dem verweinten Gesicht wahr.

Von nun an wurde das Kind in Kaschmir gehüllt, und end-lich herrschte Stille. Der Großvater lachte. „Entweder ist der Kleine ein Ziegenliebhaber, oder er weiß schon mit drei Mo-naten, was Qualität ist“, sagte er schmunzelnd. „Für ihn ist anscheinend nur das Teuerste gut genug. Aber vielleicht hat ja der alte Dichter Sophokles Recht. Der hat nämlich behaup-tet, es sei das Beste für einen Menschen, gar nicht erst geboren zu werden, und das Zweitbeste, jung zu sterben. Wenn das stimmt, dann hat Simon sich mit aller Kraft dagegen gewehrt, geboren zu werden. Und da ihm das nicht gelungen ist, schreit er nun seinen Frust heraus.“

Die Großmutter blickte skeptisch. „Ja, die Geburt war schwer, aber Iris ist ja auch schon achtundvierzig. Bei einer Spätgebärenden darf man sich nicht wundern, dass es so lan-ge dauert, bis das Kind da ist. Und im Übrigen finde ich den Spruch deines alten Weisen ziemlich seltsam. Nicht geboren zu werden, ist doch keine Option.“

„Ja, ja, das stimmt. Aber er meinte wohl, das Beste sei, gar nicht erst gezeugt zu werden. Enthalt-samkeit oder Verhütung stehen schließlich bis zu einem gewissen Grad in unserer Macht. Wie man Kinder wirksam verhindert, weiß doch jeder aufgeklärte Mensch.“

Iris war sich nicht sicher, ob diese Bemerkung ihres Vaters einen versteckten Vorwurf gegen sie enthielt. Obwohl Simon nicht geplant war, betrachtete sie die Schwangerschaft nicht

als ein Versehen, sondern als eine zwar unwahrscheinliche, doch höchst willkommene Nebenfolge einer heftigen Verliebtheit, die ein abruptes Ende gefunden hatte.

Als er etwa sieben Jahre alt war, begann sich Simons Verhalten zu normalisieren. Zwei voneinander unabhängige, ganz verschiedene Begebenheiten führten zu einer Veränderung seiner Art, auf die Dinge zu reagieren. Eigentlich hatte seine Mutter ihn zum Skifahren in die Berge mitnehmen wollen. Aber er weigerte sich beharrlich und stimmte schließlich zu, mit den Großeltern an die Nordsee zu fahren. Es war ein klirrend kalter Winter, und ein eisiger Nordostwind fegte die wenigen Spaziergänger vom Strand in ihre warmen Behausungen. Fasziniert starrte der Junge auf die sich auftürmenden Eisschollen und den breiigen Sulz, den das Meer mit trägen Wellenbewegungen ans Ufer schwappte. Vorsichtig ging er über den gläsern schimmernden, spiegelglatten Sand so nah wie möglich an den Meeressaum heran, und urplötzlich spritzte aus dem körnigen Eisbrei eine dünne weißliche Fontäne ihm mitten ins Gesicht. „Das Meer spuckt mich an“, dachte er erstaunt, in einer Mischung aus Belustigung und Empörung. Fast war er versucht, zurückzuspucken. Doch dann besann er sich. Das Meer kann nicht anders. Ich schon. Er wischte sich die frostige Nässe mit dem Handrücken ab und spürte in dem schneidenden Wind ein scharfes Brennen auf den von der Gischtspucke getroffenen Hautpartien.

Dieses Erlebnis erzeugte in ihm zum ersten Mal ein wenn auch vages Bewusstsein von Freiheit. Er fühlte sich diesem mächtigen Gewässer überlegen, weil er eine Alternative hatte. Er konnte in einem zweiten Anlauf etwas anderes wollen als das, was er spontan wollte. In der Folge bestätigte sich diese Einsicht. Er brauchte nur einen winzigen Moment lang die Zeit anzuhalten, um zu verhindern, dass er blindlings und ungestüm auf eine vermeintliche Provokation reagierte. In diesem kurzen Innehalten dachte er: „Ich kann auch anders.“

Und schon war eine Distanz da. Nicht immer schaffte er es, einen reflexartig gestarteten Gegenschlag abzubremsen und von seinem ersten Wollen Abstand zu nehmen. Doch mit der Zeit gelang es ihm immer besser, mögliche Alternativen zu überdenken und sich gegen einen Gefühlsausbruch zu entscheiden. Er begriff, dass er sein Potenzial nicht ausschöpfte, wenn er seinem ständigen inneren Brodeln Erleichterung verschaffte, indem er sich in seinem Verhalten vom Muster eines Vulkanausbruchs leiten ließ. Eigentlich, so fand er, konnte die Natur überhaupt nicht wollen, sie musste tun, was sie tat. Er hingegen hatte eine Wahl.

Ein zweites Erlebnis, das etwa ein halbes Jahr später stattfand, erweiterte sein Freiheitsbewusstsein nachhaltig. Er fand nämlich eine Möglichkeit, den kurzen Moment, in dem er sich für eine Alternative entscheiden musste, beliebig lang auszudehnen und so Zeit für eine ruhige Abwägung von Vor- und Nachteilen zu gewinnen. Auf einer seiner Radfahrten, die er unternahm, um seiner umtriebigen Rastlosigkeit Herr zu werden, entdeckte er auf einer Wiese am Ortsrand einen kleinen Zirkus. Das Zelt war schon fast vollständig aufgebaut, aber die Zirkusleute hatten offenbar eine Pause eingelegt und sich in die halbkreisförmig um das Zelt herum angeordneten Wohnwagen zurückgezogen.

An der Schmalseite des Wiesenrechtecks fiel ihm ein etwa fünfzehn mal fünfzehn Meter großer Sandplatz ins Auge, auf dem sich ein Elefant und zwei Dromedare – oder waren es Kamele? – aufhielten. Der Elefant stand ruhig in der Sonne und schwenkte nur seinen Rüssel hin und her. Die beiden Dromedare hatten sich hingelegt und drehten ihre Köpfe mal hierhin, mal dorthin, während sie gemächlich wiederkäuten. Als die Tür in einem der Wohnwagen aufsprang und ein junger Bursche heraustrat, setzte sich der Elefant in Bewegung. Er stampfte gemächlich, aber zielstrebig über die Wiese auf eine Stelle zu, an der ein Rohr aus dem Boden ragte. Der Bur-

sche machte sich daran zu schaffen, und als er mit einem kräftigen Schub das Ende des im Gras verborgenen Schlauchs an das Gewinde angeklickt hatte, war der Elefant bei ihm angelangt. Neben dem kompakten, schwerfälligen Tierleib wirkte der lang aufgeschossene, schlaksige Körper des Jungen wie ein verkümmertes Exemplar der Evolution, das sich mangels Masse nicht mehr lange auf der Erde würde halten können.

Der Bursche griff nach dem Schlauchende, drehte den Wasserhahn auf und richtete den Strahl auf den Elefanten, der erst die eine Breitseite, dann in langsamer Drehbewegung das Hinterteil, den Rücken- und den Nackenbereich, schließlich die andere Flanke zum Abspritzen präsentierte. Zuletzt zielte der Junge auf die Brust und das Maul unterhalb des Rüssels, bevor er den Wasserhahn zudrehte. Der Elefant hatte sich bereits abgewendet und stampfte zu den Dromedaren zurück. Inmitten des Sandkarrees blieb er stehen und begann mit dem Rüssel Sand aufzunehmen, den er mit anmutigem Schwung nach hinten über sich warf. Wieder und wieder tauchte er den Rüssel in den feinen Sand und beförderte ihn zielsicher über die nassen Körperpartien. Die Dromedare wendeten unwillig den Kopf ab, wenn eine Staubwolke sie erwischte, aber als Wüstentiere an Sandstürme gewöhnt, ließen sie sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen.

Simon beobachtete über seinen Fahrradlenker gebeugt den Elefanten. Hatte er sich zuerst unwillkürlich geschüttelt und kratzen wollen, als er die Sandfontänen auf die grau geriffelte, feucht schimmernde Haut des Tieres niedergehen sah, begriff er plötzlich, dass der Elefant sich auf diese Weise abtrocknete. Er hat eine genau so empfindliche Haut wie ich, dachte er. Wenn er sich von der Luft trocknen lässt, bekommt er wahrscheinlich einen Sonnenbrand. Eigentlich seltsam, wunderte er sich, nennt man diese Ungetüme nicht Dickhäuter? Aber auch eine dicke Haut konnte offensichtlich an der Oberfläche äußerst sensibel sein. Je länger er dem Treiben des Ele-

fanten zusah, desto ruhiger wurde Simon. Er spürte eine tiefe Verbundenheit mit diesem Koloss, der bedächtig, in gleichmütiger Gelassenheit Sand über sich warf, in einer gezielten und zugleich spielerischen Bewegung.

Von nun an ließ Simon, wann immer er sich bedrängt fühlte, seinen inwendigen Elefanten aufmarschieren und sich mit Sand bestäuben. Das funktionierte, wo immer er ging und stand. Er zog sich in sich zurück und schaute seinem Elefanten zu, dem Auf und Ab des Sand werfenden Rüssels, der dadurch die Außenhaut schützte und zugleich die Verletzungen seiner seelischen Innenhaut mit einem Pflaster versah. Noch etwas war Simon klar geworden. Auch der Elefant konnte nicht anders. Wie das spuckende Meer befolgte er Gesetze, die er nicht selbst gemacht hatte. Demnach war auch der Elefant nicht frei, eben weil er keine Wahl hatte.

Simon war klar, dass das Meer nicht wirklich spuckte, so wenig wie der Elefant gezielt Hautpflege betrieb. Es war vielmehr seine, Simons Interpretation, die er den Dingen nach Maßgabe seines Selbstverständnisses unterschob; aber genau genommen konnte er nicht davon ausgehen, dass sie tatsächlich wie ein Mensch handelten, nach Absicht und Plan. Obwohl man nichts Objektives über die Natur der Dinge erfuhr, wenn man ihre Abläufe wie eine menschliche Handlung deutete, schien ihm die Annäherung an die Welt unter Zuhilfenahme von Verstehensmustern, die sich in der eigenen Lebenswelt bewährt hatten, nützlich. Denn sie machten das Fremde vertraut und verrieten zugleich viel über die Perspektive, aus welcher jemand das, was um ihn herum geschah, beurteilte.

Der Großvater zum Beispiel war Althistoriker. Er tat sich schwer mit Leuten, die von einer idealistischen Position aus utopische Entwürfe der besten aller Welten entwickelten, völlig ahistorisch und ohne Erdung in den Zeitläuften. Aber Großvater Matthias hatte auch Mühe, die Einkaufsorgien von Frau

und Tochter zu begreifen, wenn doch die Kleiderschränke gut gefüllt waren mit Sachen, die noch Jahre vorhalten würden. Andererseits war ihm klar, dass die Menschen seit jeher Vorräte anlegen mussten, um in Dürreperioden zu überleben. Doch horteten sie das für ihren Lebensunterhalt Notwendige mit Augenmaß und Verstand. Der schiere Überfluss schien ihm nicht sinnvoll. Simon war oft der einzige in der Familie, der zuhörte, wenn der Großvater weit zurückging in die Vergangenheit, manchmal gar bis zu den Anfängen der Geschichte der Menschheit, um nachzuweisen, dass etwas angeblich Brandneues schon eine lange Tradition hatte, die sich bis in uralte Zeiten zurückverfolgen ließ. Nur dass meistens das Alte für ihn sinnvoller war als das hoch gepriesene Neue.

Simon kam zu dem Ergebnis, dass für den Großvater alles mit allem zusammenhing und deshalb nichts isoliert für sich betrachtet werden konnte. Es gab nichts prinzipiell Neues unter der Sonne, keine Brüche, sondern nur Übergänge, Entwicklungen und Abfolgen, die allerdings nicht unmittelbar als solche vor Augen lagen, sondern meistens mühsam historisch rekonstruiert werden mussten. Simon merkte rasch, dass auch der Großvater sich zu abstrusen Hypothesen und gewagten Spekulationen verstieg, um Lücken zu schließen, die es in seinem geschlossenen Weltbild nicht geben durfte. Was Simon jedoch zu Beginn seiner Teenagerjahre am meisten in den Bann schlug, waren die alten Mythen, die der Großvater häufig als Beweismittel für die Richtigkeit seiner Überlegungen heranzog. Simon litt mit Prometheus unter dem Geier, der sich an dessen Leber gütlich tat. Zwar hatte der Großvater ihm erklärt, dass diese grausame Strafe der Götter ein Sinnbild für die Gewissensbisse sei, die sich einstellten, sobald man ein Gebot übertreten, ein Tabu verletzt habe: „Wenn dein Gewissen dich beißt, ist das ein Zeichen dafür, dass du etwas getan hast, was du nicht hättest tun dürfen. In dir sitzt ein Richter, der dich zwickt und zwackt, wenn du ungehorsam

bist, und letztlich bist du selber dieser Richter, der zwischen Gut und Böse unterscheidet.“

Aber Simon interessierte sich weniger für die ethische Instanz, die in ihm zu nagen beliebte, wenn er ungehorsam war, als für die Figur des Prometheus, der an einem Felsen angekettet hing und die Attacken des gefräßigen Geiers nicht abwehren konnte. Manchmal lag er die halbe Nacht wach, wälzte sich auf den Bauch, um den peinvollen Schnabelhieben zu entgehen, bis ihm einfiel, dass der Geier sich auch vom Rücken her Zugang zur Leber verschaffen konnte. Erst als er sich daran erinnerte, dass Prometheus dem Geier ja nur tagsüber als Futterquelle diente und nachts die Leber wieder nachwuchs, wurde die nächtliche Pein erträglicher. Die alten Griechen waren doch schlau. Kein anderes inneres Organ würde den Hunger des Geiers überleben. Das Herz konnte ebenso wenig nachwachsen wie die Nieren, der Magen und die Gedärme. Aber die Leber hatte die Fähigkeit, sich selbst zu erneuern, was allerdings dazu führte, dass die Folter nie endete, jedenfalls nicht für einen Unsterblichen. Simon begriff, dass die Aussichtslosigkeit der Lage die eigentliche Qual des Prometheus ausmachte und nicht so sehr die Herumpickerei des Geiers, die freilich äußerst schmerzhaft war, aber bei Einbruch der Dunkelheit aufhörte. Im Vergleich mit Prometheus empfand Simon seine eigenen Ausgangsbedingungen als durchaus komfortabel. Immerhin konnte er sich seiner „Leber“, seiner Haut nämlich, erwehren und in Notfällen gar aus der Haut fahren, um sich gegen Zudringlichkeiten von außen zu schützen. Und nach seinem Tod wäre das Hautproblem endgültig gelöst. Aber vielleicht hatte ja auch Prometheus sich einen inneren Elefanten zugelegt, der unablässig Sand über die körperlichen und seelischen Verletzungen warf. So lange er seinen Rüssel betätigte, war er unverwundbar und trotzte der Hoffnungslosigkeit, mit der die Götter ihn zermürben wollten.